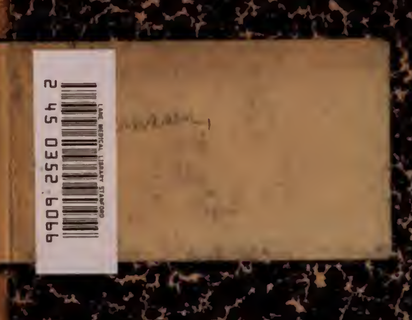
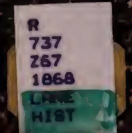




Die

klinischen Lehranstalten,

ihre

Entwickelung und ihre Aufgaben.

Rede,

gehalten bei dem Eintritte in den Senat der Universität Erlangen

am 10. März 1868

von

Professor Dr. Ziemssen.

München, 1868.

Druck von E. Stahl.

Hochansehnliche Versammlung! Das dritte Jahr geht zu Ende, seit ich dieser unserer Hochschule angehöre. Seit jener Zeit, wo Sie, hochgeehrte Herren Collegen, mich nicht als einen Fremden sondern als Einen der Ihrigen in Ihrer Mitte aufnahmen, hat mir jeder Tag neue Beweise Ihres Wohlwollens und Ihrer collegialen Gesinnung gebracht; jeder Tag hat mich fester an Ihre Gemeinschaft und an den Wirkungs-Kreis, der mir hier zu Theil geworden ist, geknüpft; jeder Tag hat dazu beigetragen, einige jener Schwierigkeiten zu beseitigen, welche jeder Lehrer, der in einen grossen praktischen Wirkungskreis eintritt, vorfindet. Als ich das Amt antrat, welches Sie meinen Händen anvertrauten, übernahm ich Aufgaben, deren Grösse wohl geeignet war, ernste Bedenken und Zweifel an der Leistungs-Fähigkeit meiner Kräfte in mir zu erwecken. Eine innere Neugestaltung des klinischen Institutes stand unmittelbar bevor, für welche es wohl gereifter Erfahrung und organisatorischer Befähigung bedurft hätte; — für eine dauernde Vergrösserung des Materiales waren die Mittel bewilliget und harrten zweckentsprechender Verwendung. Aber nicht diess allein: ich übernahm als das Vermächtniss meiner Vorgänger die Aufgabe, in ihrem Sinne für den Unterricht wie für die Wissenschaft zu wirken, fortzuführen und zu vollenden was sie zum Besten des Institutes begonnen hatten; die Gesammtinteressen der Universität zu verfolgen mit der Hingebung und Ausdauer, welche sie so sehr auszeichnete. Wahrlich, eine Aufgabe für stärkere Schultern als die meinen! Denn in der Reihe dieser Männer, welche im Laufe von acht Jahrzehenten den Lehrstuhl der medicinischen Klinik inne hatten, ist nicht Einer, der nicht als Lehrer, Arzt und Forscher bedeutend in seiner Zeit dagestanden hätte, dessen Name nicht untrennbar mit den Fortschritten der Wissenschaft verwebt wäre. Was sie aber für die Hochschule waren, das ist in diesem Kreise wohlbekannt und von dieser Stelle aus ist von beredtem Munde wiederholt den Empfindungen der Trauer um ihren Verlust wie dem Gefühle der Anerkennung ihrer Verdienste um das Wohl der Universität Ausdruck gegeben worden. Denn ausser Einem, den die niemals ganz gelösten Fäden in die Heimath zurückzogen, hat der Tod diese Männer von ihrem Platze abgerufen, Einige nach langem, segensreichem Wirken, Andere nach kurzer aber an glänzenden Erfolgen reicher Thätigkeit. Der Letzteren vor Allen drängt es mich in dieser Stunde zu gedenken — ihrer, die ein herbes Geschick in der Fülle ihrer Kraft dahinraffte — zu früh für die Wissenschaft, zu früh für Alle, denen sie theuer waren. Sie gingen dahin — nicht lange, nachdem sie selbst und mit ihnen die Hochschule angefangen hatte, die Früchte zu ärnten, welche hohe Geistesgaben, seltene Originalität, reiche Erfahrung und sauere Arbeit herangezogen hatten; nicht lange, nachdem der Glanz ihres Namens begonnen hatte, weit hinauszuleuchten über die Gränzen des engeren Vaterlandes. — Und mit wie geringen äusseren Hilfsmitteln wurden diese Erfolge erzielt! Die Ungunst der Zeiten lag auf den Instituten: das Lehrmaterial, so wesentlich bestimmend für den Erfolg des klinischen Unterrichtes, war ungenügend, die Sammlungen befanden sich in den ersten Anfängen, die Localitäten waren beschränkt und die Geldmittel unzureichend. Diese Mängel aber bestanden nicht nur bei uns — sie lasteten bis vor einem Jahrzehente mit wenigen Ausnahmen auf allen deutschen Hochschulen. Erst die Neuzeit hat sich den Instituten günstiger erwiesen. Allerorts hat man begonnen, den berechtigten Anforderungen der Wissenschaft wie der Humanität Rechnung zu tragen, und auch an unserer

Hochschule ist in den klinischen Anstalten ein grosser Theil der Mängel beseitiget worden, welche der gedeihlichen Entwickelung des Unterrichtes wie der vollständigen Erfüllung ihrer humanen Aufgaben entgegenstanden. Die Entwickelungs-Geschichte der klinischen Institute und der Krankenhäuser überhaupt — denn Beide sind in genetischer Beziehung nicht von einander zu trennen — bietet nicht nur an sich viel Anziehendes, sondern sie gibt auch Anhaltepunkte für die Beurtheilung der gegenwärtigen Zustände wie für die Feststellung der Aufgaben der klinischen Lehranstalten und ihrer Leiter. Wenn ich mir Jhre Aufmerksamkeit für diesen Gegenstand erbitte, so kann es sich selbstredend, angesichts der grossen Ausdehnung des geschichtlichen Gebietes, nur um eine Skizze in grossen Zügen handeln, für welche ich Ihre Nachsicht im Voraus in Anspruch nehme.

Lassen Sie mich Ihren Blick für kurze Zeit hinlenken zu den Anfängen der Kranken-Pflege, an die Wiege jener Institute, denen in unserem Jahrhunderte ein so segensreiches Wirken für das Wohl der leidenden Armuth, für die Bildung tüchtiger Aerzte und für die Förderung der Wissenschaft vorbehalten war. Das Alterthum kannte Kranken-Anstalten in unserem Sinne nicht. Wohl fanden bei den Griechen Leidende, welche zu den Tempeln des Asklepios wahlfahrteten, Aufnahme in Herbergen, welche den Tempeln nahe lagen. Für eine fortlaufende ärztliche Behandlung scheinen indess nur die Wohnungen der Aerzte, die *ἰατρεία*, gedient zu haben, vor Allem für solche Kranke, welche sich einer Operation zu unterziehen kamen. Diese Jatreia waren in den grösseren Städten Griechenlands nicht selten Eigenthum der Stadtgemeinden und wurden zur Benützung bestimmten, von der Gemeinde angestellten Aerzten überwiesen. Galen beschreibt dieselben als grosse Gebäude mit hohen Thüren, dem vollen Tageslichte zugänglich und mit einem vollständigen medicinisch-chirurgischen Apparate ausgestattet. Bei den Römern stand die ärztliche Kunst bis auf die Kaiserzeit in sehr geringem Ansehen, da ihre Vertreter fast ausnahmelos griechische Sklaven oder Freigelassene waren. Die von ihnen eingerichteten Medicinae oder Tabernae, welche wohl mehr als Bader-Stuben denn als wirkliche Heilinstitute anzusehen sind, genossen meistentheils einen ebenso zweifelhaften Ruf als ihre Besitzer selbst. Wirkliche Kranken-Anstalten in unserem Sinne, meist freilich nur aus einigen Krankenzimmern bestehend, wurden in der späteren Römerzeit vielfach von den Grossen des Reiches für ihre Sklaven, besonders auf den ländlichen Besitzungen, eingerichtet, lediglich zur Schonung und Erhaltung des werthvollen Eigenthumes. Denn dass die Einrichtung solcher Valetudinaria für die Sklaven mehr ein Ausfluss des finanziellen Interesses als der Humanität war, davon zeugt Columella's Rath an die Grundbesitzer, »auch solche Sklaven, welche durch anstrengende Arbeiten erschöpft seien, zu ihrer Erholung einige Tage in das Valetudinarium zu legen, um ihnen nicht durch fortdauernde Arbeit eine wirkliche Krankheit zuzuziehen.« Dieselbe Sorgfalt wie den erkrankten Sklaven wurde den verwundeten Gladiatoren in den städtischen Valetudinarien zu Theil. Mit grosser Freigebigkeit sorgte endlich der Staat für die Behandlung erkrankter und verwundeter Soldaten. Das Militär-Medicinalwesen findet sich überhaupt bei den Alten sehr frühzeitig und verhältnissmässig vollkommen organisirt, ja selbst wohlausgestattete Valetudinaria militum mit zahlreichen Aerzten, Lazarethen-Gehilfen und Lazareth-Aufsehern folgten in der späteren Kaiserzeit den Heeren auf ihren Zügen.

Der Heranbildung junger Aerzte dienten bei den Griechen wie in der späteren Römer-Zeit die Schulen, welche hervorragende Aerzte um sich versammelten. Ausser einer sehr dürftigen Unterweisung in der Anatomie des thierischen Körpers handelte es sich vorzüglich um theoretische Vorträge über die Krankheiten und deren Heilungen. Von einem Unterrichte am Krankenbette ist bis zum Beginne unserer Zeitrechnung nirgends die Rede. Dass die griechischen Jatreia zum klinischen Unterrichte gedient hätten, ist zwar vielfach behauptet, aber nicht sicher nachgewiesen. Erst Thessalus, im ersten Jahrhunderte vor Christi Geburt ein sehr gesuchter Arzt Rom's, scheint die Sitte eingeführt zu haben, mit einem Gefolge von Schülern die Kranken in ihren Wohnungen zu besuchen. Dass diese Art des klinischen Unterrichtes auch fernerhin im Gebrauche war, ergibt sich aus einem Epigramme des Martial an seinen Arzt Symmachus, welches gegen Ende des ersten Jahrhundertes unserer Zeit-Rechnung geschrieben zu sein scheint. Der Dichter beschwert sich, dass Symmachus ihn, als er leidend darniederlag, mit einem Schwarme von Schülern überfallen habe:

Languebam, sed tu comitatus protinus ad me
Venisti centum, Symmache, discipulis,
Centum me tetigere manus, Aquilone gelatae,
Nec habui febrem, Symmache, nunc habeo.

Wir wissen nicht, in welcher Ausdehnung und mit welchen Erfolgen dieser ambulatorisch-klinische Unterricht durchgeführt wurde; allein soviel scheint festzustehen, dass diese Einrichtung keine lange Dauer hatte. Schon in den nächsten Jahrhunderten verschwindet jede Nachricht darüber und erst das achtzehnte Jahrhundert hat die Einrichtung ambulatorischer Kliniken wieder geboren.

Die christliche Lehre, welche die Nächstenliebe als eines ihrer schönsten Gebote predigte, führte nothwendig bei ihrem Einzuge in die verrotteten socialen Verhältnisse wahre Humanitäts-Anstalten im Gefolge. Die Pflege der Armen und Waisen, der Kranken und Gebrechlichen lag freilich, so lange die christliche Lehre und ihre Anhänger der Verfolgung ausgesetzt waren, in den Händen einzelner Mitglieder der Gemeinde — denn zur Errichtung von Anstalten bedurfte es nicht nur grosser Mittel sondern vor Allem des Schutzes der Obrigkeit. Mit der Erhebung der christlichen Religion zur Staats-Religion entstanden aber theils durch die Opferfähigkeit der Gemeinden selbst, theils durch die Freigebigkeit der Herrscher und Grossen des Reiches, welche an Werkthätigkeit und Opferfähigkeit hinter den erhabenen Beispielen jener grossen Vorkämpfer des christlichen Glaubens nicht zurückstehen wollten, allerorts Humanitäts-Anstalten im grossen Massstabe, welche indess nicht bloss für Kranke und Gebrechliche bestimmt waren, sondern zugleich auch als Herbergen, als Armen-, Waisen- und Findel-Häuser dienten. Eine der bedeutendsten Stiftungen dieser Art war das riesige Xenodochium, welches Basilius, Bischoff von Caesarea in Kappadokien, daselbst erbaute. »Vor den Thoren von Caesarea«, so erzählt Gregor von Nazianz, »erhob sich, von Basilius aus dem Nichts hervorgerufen, eine neue, der Wohlthätigkeit und der Kranken-Pflege gewidmete Stadt. Wohleingerichtete Häuser, um eine Kirche in ganzen Strassen geordnet, enthielten die Lagerstätten für Kranke und Gebrechliche aller Art, welche der Pflege von Aerzten und Krankenwärtern anvertraut waren.« Solche Xenodochien fanden sich im Oriente nicht nur in den grösseren Städten, wie in Caesarea, sondern auch in grosser Zahl an den Hauptstrassen, welche nach Jerusalem führten, um denen, welche nach den heiligen Stätten pilgerten, einen Zufluchts-Ort zu bieten, wenn Erschöpfung oder Krankheit sie darniederwarf. — Im Abend-Lande begegnen wir Humanitäts-Anstalten mit ärztlichen Tendenzen viel später als im Morgen-Lande. Die Hospize, welche an den Wegen nach Rom und auf den unwirthlichen Gebirgs-Pässen des Semmering, des St. Bernhard und des Mont-Cenis errichtet waren, tragen durchweg den Charakter von Herbergen. Wirkliche Krankenhäuser treten uns, soweit die Ueberlieferungen reichen, am Frühesten in Frankreich und Spanien entgegen. Das Hôtel-Dieu zu Lyon wurde angeblich im sechsten, das Hôtel-Dieu zu Paris im siebenten Jahrhunderte gegründet; ebenso stiftete im sechsten Jahrhunderte der Bischoff Masona von Augusta emerita in Estremadura daselbst ein grosses Krankenhaus. Dagegen entstand die Mehrzahl der bedeutenderen Spitäler in Spanien, Italien, Deutschland und England erst im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, so das berühmte noch jetzt bestehende Archiospedale San Spirito in Rom, die Casa santa di Santa Maria Annunziata in Neapel, das Bartholomäus-Spital in London, so endlich auch eine grosse Anzahl von Spitälern in Deutschland, wie das grosse Bürger-Spital zum heiligen Geiste in Wien, das Inselspital zu Bern und Andere zu Nürnberg, Würzburg, Köln und Mainz. — Die Muhamedaner eiferten in der Errichtung von Humanitäts-Anstalten den Christen schon frühzeitig nach. Im dreizehnten Jahrhunderte treten uns hie und da Anstalten entgegen, welche an Grösse und Schönheit des Baues, an Zweckmässigkeit und Reichthum der Einrichtung mit den bedeutendsten Krankenhäusern unserer Tage wetteifern konnten. Unter ihnen zeichnete sich das prachtvolle Mansurische Spital zu El Cahira aus, welches El Melik el Mansur Gilâvun im Jahre 1283 gründete und mit einem Jahres-Einkommen von einer Million Dirrhem dotirte. Hier fanden Kranke der höchsten und niedersten Stände Aufnahme. Jede Klasse von Kranken bekam einen besonderen Raum: vier mit Springbrunnen versehene Säle bestimmte der Gründer für Fieberkranke, einen Hof bestimmte er für Augenkranke, einen für die Verwundeten, einen für an der Ruhr Leidende und einen für die weiblichen Kranken; andere Zimmer dienten den Reconvalescenten zum Aufenthalte. Besondere Räume bestanden für das Kochen der Arzneimittel, der Syrupe und Balsame, für die Speise-Bereitung wie für medicinische Vorträge von Seite der dirigirenden Aerzte. Die Zahl der Kranken war unbegränzt und jeder Arme, welcher sich meldete, fand unbedingte Aufnahme. — Im Abendlande entstanden besonders zur Zeit der Kreuzzüge neben den Krankenhäusern, welche als Siechen-Häuser, Spittel, Spletthäuser und Gut-Leuthäuser bezeichnet wurden, die sogenannten Leprosarien, Aussatz-Häuser, auch Sondersiechenhäuser genannt, welche ausschliesslich für die Aufnahme Aussätziger bestimmt waren. Bis zum neunten Jahrhunderte war die

Verbreitung des Aussatzes im Abendlande eine so geringe, dass sein Vorkommen vor dieser Zeit von manchen Autoren, wenn gleich mit Unrecht, ganz geläugnet wurde. Mit den Kreuz-Zügen nahm aber die Ausbreitung der Lepra über die christlichen Länder so riesige Dimensionen an, dass innerhalb eines Jahrhundertes eine unglaubliche Zahl von Leprosen-Häusern entstand. Jede, selbst die kleinste Stadt, richtete wenigstens ein solches Sondersiechenhaus ein und jede grössere Stadt besass deren stets mehrere. Die Leprosen-Häuser, welche auch, weil sie gemeinhin unter dem Schutze des heiligen Georg standen, vielfach kurzweg als St. Jürgens-Spittel aufgeführt werden, lagen fast ausnahmelos ausserhalb der Stadt. Die nach der Meinung des Volkes und vieler Aerzte unheilbaren Kranken fanden in ihnen eine friedliche Stätte, an der sie vor Mangel geschützt unter Ihresgleichen den Rest ihrer Tage in Frieden verbrachten. Ihre Behandlung war im Allgemeinen eine humane. Es war ihnen z. B. in Deutschland nur selten versagt, durch das Land zu ziehen und milde Gaben einzusammeln, welche ihnen ob ihres schrecklichen Leidens und oft grauenhaften Aussehens von allen Seiten reichlich zu Theil wurden. In manchen Gegenden aber wurden sie mit grosser Strenge behandelt. Sie waren auf ihre Anstalt beschränkt und durften dieselbe bei schwerer Strafe nicht verlassen. Heirathen einzugehen war ihnen untersagt und der Hausordnung sowie dem Befehle des Vorgesetzten, welchen sie meist aus ihrer Mitte wählten, waren sie unbedingten Gehorsam schuldig. Auf der andern Seite suchte man diese Kranken für den Verlust der Freiheit durch Wohlthaten aller Art zu entschädigen, ja manche Leprosarien gewährten ihren Bewohnern Schutz gegen jede Verfolgung der Obrigkeit. Wer in ein solches Siechenhaus eintrat, war damit gewissermassen aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden und dem weltlichen Gesetze entrückt. Solche Gerechtsame besassen z. B. die Spittel in Strassburg und in Colmar. Eine Urkunde aus dem Jahre 1288 besagt über dieselben Folgendes: »Wir Lucas von Eckwersheim und Hug Ripelin Rittern und Pflegern des Spittals zu Strasburg tunt kunt allen den, die diesen Brief gesehent oder gehörent, dass der Spittel zu Strasburg von des Meisters und des Rathes Gnaden ist von aller Herkummen in dirre Gewohnheite dass man in die Stete hat gehalten durch Got und der rechte Liebi und durch Friundschaft. Sovenne jeman den andern zu tode slug oder ihn wundete, das man deme numma nachvolgete, denn unce an des Spittals tor, ob er entran in den Spittal. Ist auch, dass deme Schultheisse oder den Richtern dühne Gevangene entrann in den Spittal, der nachvolgen was ouch nuwen unce an des Spittals tor, hinin entatent sie kein Getwang. Die des Spittals Brudere sind, die enbiklaget Niman vor weltlicheme Gerichte u. s. w.« Die Leprosarien galten im Allgemeinen als Pflegeanstalten für unheilbare Aussätzige und in der That mögen auch die Leprösen in der Mehrzahl der Fälle eigentlichen Cur-Versuchen nicht unterworfen worden sein. Allein neuere Forschungen auf diesem bisher so dunkelen Gebiete haben Beweise gebracht, dass die Zahl der durch die ärztliche Kunst erzielten Heilungen eine sehr beträchtliche gewesen sein muss. In den meisten grösseren Spitälern bestanden besondere Abtheilungen für die Behandlung des Aussatzes, so z. B. in der erwähnten Basilias vor den Thoren Caesareas. — Viele der Aermeren, welche es verschmähten, Hilfe in den Spitälern zu suchen, wallfahrteten zu wunderthätigen Heiligen-Bildern oder Reliquien oder vertrauten sich den Händen gelehrter Mönche oder ungelehrter Bader oder Quacksalber an. Die Wohlhabenden dagegen unternahmen Reisen zu den berühmten medicinischen Schulen, um ihres Uebels ledig zu werden. Unter den Letzteren glänzten der Zeit vor Allen Montpellier und Salerno. Dorthin sehen wir auch den armen Heinrich, den aussätzigen Ritter des Hartmann von der Aue, wandern. — Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte schwindet der Aussatz allmälig und damit nimmt auch die Zahl der Leprosarien rasch ab. Viele wurden ganz eingezogen, andere als Pesthäuser benützt, andere endlich in Krankenhäuser oder in Pflegeanstalten für alte und sieche Leute umgewandelt.

Die grosse Zahl der Krankenpflegerschaften, welche das Mittelalter in das Leben rief, hatten auf die Förderung der Kranken-Pflege wie auf die Entwickelung der Spitäler einen günstigen Einfluss. Die ritterlichen Krankenpfleger-Orden, welche aus den Kreuzzügen unmittelbar entsprangen, der deutsche Orden, die Johanniter und die Lazaristen, sie erwarben sich in der Zeit, in welcher sie entstanden sind, und zum Theile auch noch später unzweifelhafte Verdienste um die Kranken-Pflege. Allein je mehr sie zu Macht und Reichthum gelangten, um so mehr entfernten sie sich von den grossen Aufgaben und von den edelen Zielen, welche sie sich in der Zeit der Noth und Bedrängniss gestellt hatten. Die nicht ritterlichen Kranken-Pflegerschaften, insbesondere die geistlichen, haben zum Theile einen weit erheblicheren und nachhaltigeren Einfluss gewonnen. Zu ihnen gehören die verschiedenen Orden vom heiligen

Geiste, die Schwesterschaften der heiligen Elisabeth, der heiligen Katharina und nach dem sechzehnten Jahrhunderte der Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern. Von diesen Orden haben diejenigen der barmherzigen Schwestern und Brüder, welche noch heute bestehen, die grösste Lebens- und Leistungs-Fähigkeit bewiesen. Aber nicht nur das leibliche und geistige Wohl ihrer Pflegebefohlenen lag ihnen am Herzen, sie strebten auch von Jeher nach dem Aufsichtsrechte über die Anstalt als Solche und wussten sich in allen wichtigen Fragen, welche die Verwaltung der Anstalten und ihrer Güter betrafen, die entscheidende Stimme zu wahren. In dieser fast unbeschränkten Herrschaft, welche sich die Kirche in den streng-katholischen Landen bis auf unsere Tage zu erhalten gewusst hat, lagen die Quellen zahlreicher und schwerwiegender Missetände. Die Einkünfte der frommen Stiftungen wurden nur zu oft ihren eigentlichen Zwecken entfremdet, die Pfründen von der Geistlichkeit oft nach Willkür vergeben; die Kranken wie die Beamten der Spitäler, besonders die Aerzte, litten unter dem schweren Drucke der geistlichen Herrschaft, die freie Wissenschaft verkümmerte ohne Licht und Luft und jede Regung reformatorischer Bestrebungen, welche Seite der Kranken-Pflege oder der Verwaltung dieselben auch betreffen mochten, scheiterte an dem Veto der geistlichen Spitals-Vorstände. Diese Sucht, zu beaufsichtigen und zu herrschen, welche diese Orden als Ganzes an den Tag gelegt haben, darf uns jedoch nicht die grossen Verdienste der einzelnen Schwestern oder Brüder vergessen lassen, welche mit der grössten Aufopferung und Selbstverläugnung, ungesehen von dem Auge der Menge aber desshalb nicht ruhmlos, ihren schweren Beruf erfüllten und noch erfüllen. — Nicht minder ruhmvoll und erfolgreich wirken in protestantischen Landen seit einigen Jahrzehenten die Diakonissen. Ihre Zahl wie ihr Wirkungskreis wächst von Jahr zu Jahr und ihre aufopfernde Thätigkeit hat sich in den kriegerischen Ereignissen unserer Tage unter dem Donner der Geschütze, welche ein Stück deutscher Erde wieder erringen halfen, glänzend bewährt. — Die Reformation bildete für die Entwickelung der Krankenhäuser einen entscheidenden Wendepunkt, wie denn ja jene grosse Zeit nicht nur epochemachend war auf religiösem Gebiete, sondern auch auf dem der Wissenschaften und besonders auf dem der medicinischen Wissenschaft. Mit der Reformation begann auch hier ein Läuterungs-Vorgang, die Medicin warf den blinden Glauben an Autoritäten ab und entäusserte sich des durch Jahrhunderte fortgeschleppten Ballastes der Schulweisheit; ein reges, selbstständiges Forschen begann und frisches Leben erblühete an den Stätten der Wissenschaft und der Humanität. Waren auch zunächst die unruhigen Zeiten des dreissigjährigen Krieges und seine Folgen gerade in Deutschland rascheren Fortschritten ungünstig, so gedieh die Entwickelung der Kranken-Anstalten dafür um so üppiger gegen Ende des siebenzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhundertes. Die Mehrzahl der noch jetzt bestehenden älteren und grösseren Krankenhäuser Deutschlands, Englands und Hollands datirt ihre Gründung aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhundertes.

Dem raschen Aufblühen der Kranken-Pflege und der derselben gewidmeten Anstalten wie der Rückkehr der Medicin zu der hippokratischen Methode der Forschung folgte die Einführung eines klinischen Unterrichtes auf dem Fusse. Schon längst hatte sich das Bedürfniss nach einer praktischen Unterweisung der jungen Aerzte am Krankenbette geltend gemacht. Schon waren im sechzehnten Jahrhunderte in Italien wenn auch sehr unvollkommene Versuche gemacht, klinische Lehranstalten in das Leben zu rufen. In Padua war im Jahre 1578 auf Antrieb dort studirender deutscher Aerzte ein praktischer Unterricht im Stadt-Krankenhause eingerichtet und von Albertino Battoni und Marco degli Oddi geleitet. Ein Gleiches geschah späterhin auch in Pavia und Genua. Allein es fehlte an den rechten Männern, welche dem neuen Unternehmen Bestand und Erfolg sicherten. Der Unterricht war höchst-unvollkommen und verkümmerte im siebenzehnten Jahrhunderte vollständig. Um so lebensfrischer gedieh ein halbes Jahrhundert später der junge Zweig der Wissenschaft in Holland, wo zuerst an der neugegründeten Universität Utrecht im Jahre 1636 durch van der Straten ein sogenanntes Collegium practicum in das Leben gerufen wurde. Das Neue übte auch hier um so grössere Anziehungskraft aus, je mehr es einem wirklichen Bedürfnisse Rechnung trug. Die von ihrem Gründer van der Straten trefflich geleiteten klinischen Vorträge und Uebungen an der jungen Hochschule und ihre Erfolge erregten in hohem Grade die Aufmerksamkeit und Eifersucht der älteren Schwesteruniversität Leyden. Noch war kein Jahr verflossen, als auch in Leyden auf Andrängen des Professors Otto Heurnius für ein solches Collegium practicum zwölf Betten im Stadt-Krankenhause zur Verfügung gestellt wurden. Wöchentlich zwei Mal fand hier unter Leitung des Professors Heurnius und seines Collegen Schrevelius ein klinischer Unterricht Statt, wie er für jene Zeit nicht

vollkommener sein konnte. Die Schüler wurden in der Untersuchung der Kranken geübt, zur Erkenntniss der Krankheits-Vorgänge und zur Aufstellung des zweckmässigsten Heilverfahrens angeleitet. Rasch überflügelte nun die neue Schule in Leyden ihre Schwesteranstalt in Utrecht. Durch bedeutende Lehrkräfte, wie Albert Kyper, de le Boë-Sylvius, Bidloo u. A., nahm der praktische Unterricht in wenigen Jahrzehenten einen überraschenden Aufschwung, aber erst durch Hermann Boerhave, welcher im Jahre 1714 das Collegium practicum übernahm, gelangte dasselbe zu jener Blühte, welche die medicinische Schule von Leyden derzeit zu der berühmtesten der Welt erhob und die Universität zum Sammelpunkte der jungen Aerzte Europa's machte. Boerhave war der Magnet, der Alles unwiderstehlich anzog. Nicht nur die Aufrichtung der von Hippokrates vorgezeichneten empirischen Methode in der Heil-Kunde und die lebensfrische Verbindung der hippokratischen Medicin mit den Errungenschaften der physiologischen Wissenschaften war es, welche seinem Wirken eine so hervorragende Bedeutung verlieh, auch seine ungewöhnliche Lehrgabe, seine unvergleichliche Humanität und seine liebenswürdige Persönlichkeit erhöheten den Glanz seines Namens. In den begeisterten Worten, welche sein bedeutendster Schüler, Albert von Haller, dem Gedächtnisse des grossen Mannes widmete, finden wir ein Bild dessen, was er seinen Zeitgenossen war: »Hermannus Boerhave, communis Europae sub initio hujus saeculi praeceptor, vir animi magnitudine admirabilis, in omnes pariter mortales benevolus, vere Christianus, ingratorum perinde patronus, eloquio valuit, brevique stylo et nitido, et rectitudine judicii, gnarus mathematum, artemque medicam corruptam restitnit.«

Boerhave kann als der eigentliche Begründer des klinischen Unterrichtes angesehen werden, denn sowohl seine wissenschaftliche Grösse als nicht minder seine bedeutende Persönlichkeit verschafften der Klinik die ihr gebürende hervorragende Stellung und gaben Anstoss zur Begründung neuer klinischer Anstalten. Seine Schüler verpflanzten seine Lehre wie seine fruchtbringende Lehrmethode zunächst nach Deutschland. So wurde Gerhard van Swieten, sein Lieblingsschüler und langjähriger Freund, von Maria Theresia als Leibarzt und Chef des Medicinalwesens nach Wien berufen. Die Universität Wien befand sich seit zwei Jahrhunderten in dem Zustande gänzlicher Erschlaffung. Während seit der Reformation in den protestantischen Landen die Wissenschaften in ungeahnter Weise aufblühten, ging die erste Hochschule Oesterreichs anscheinend gänzlicher Auflösung entgegen. Wie wir aus der Fest-Rede des Rector magnificus bei der Jubelfeier der Universität entnehmen, war die Stätte der Wissenschaft verwaist. Nach Leipzig und nach Wittenberg zog die Jugend fort; die Juristen-Facultät löste sich gänzlich auf, die theologische zum Theile und die medicinische hatte durch Jahre kaum etliche Studenten. Der einzige Name von Bedeutung, den die medicinische Facultät durch fast zwei Jahrhunderte aufzuweisen hatte, war der des Johannes Krato v. Kraftheim, der Protestant war und zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon seine Studien gemacht hatte. Krato v. Kraftheim aber hatte keinen Nachfolger erhalten; obscure Männer nahmen die ersten Ehren-Stellen in der Hauptstadt ein. Diesem Zustande der Versunkenheit und Erschlaffung trat van Swieten, belehnt mit dem unbeschränkten Vertrauen seiner hohen Gebieterin, mit grosser Mässigung und Weisheit entgegen. »Der Kampf des Geistes«, sagt der treffliche Hecker in gerechter Bewunderung der hohen Verdienste van Swieten's, »der Kampf des Geistes gegen die Mittelmässigkeit, in der sich die Mehrzahl der Menschen unter allen Umständen behaglich fühlt, ist einer von den schwersten, zu denen ausgezeichnete Sterbliche zu Zeiten berufen sind. Die Siege, welche van Swieten über diese Erbfeindin der Wissenschaften davontrug, machen allein schon seinen Namen unvergänglich. Er begann seine Verbesserungen nicht bei der äusseren Form, die sich von selbst gestaltet wo Leben ist — sondern er hauchte dem trägen Kolosse seine Seele ein und hierdurch geschahen die Wunder, welche man anstaunte.« Trotz seines ausgedehnten Wirkungs-Kreises und seiner mannigfaltigen Amts-Geschäfte war es seine erste Sorge, den medicinischen und naturwissenschaftlichen Unterricht zu beleben und vor Allem eine klinische Lehranstalt nach dem Muster der Leydener Schule zu begründen. Nicht nur, dass er selbst als Professor auftrat und in der geistvollsten Weise die Institutionen Boerhave's erläuterte — er zog auch ebenbürtige Lehrkräfte an sich heran, von denen er wusste, dass sie in seinem und Boerhave's Sinne wirken würden. Der Erste, den er für die klinische Professur berief, war Anton de Haën, der einstens mit ihm zu den Füssen des Meisters gesessen hatte. Im Jahre 1754 begann die klinische Lehranstalt unter de Haëns musterhafter Leitung ihre segensreiche Wirksamkeit. Bald folgte auch die Einrichtung ähnlicher Institute auf den übrigen oesterreichischen Universitäten, zu Pavia, Prag und Pesth. In Wien erhob sich der praktisch-

medicinische Unterricht rasch zu einer vorher ungekannten Blühte und der Ruf der Wiener Schule, der de Haën, Störk und Stoll, machte die noch vor wenig Jahrzehenten verwaisten Stätten zu dem belebten Sammelpunkte des ärztlichen Nachwuchses aus Deutschland und Italien. Was in der Mitte des Jahrhundertes die Musterschule in Leyden für Wien gewesen, das wurde nun Wien für die deutschen Hochschulen — ein Vorbild für die Pflege der Wissenschaft, vor Allem ihrer praktischen Seite, für die zweckmässige Einrichtung und Verwerthung klinischer Institute.

Auf den meisten deutschen Hochschulen gaben sich schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes Bestrebungen in dieser Richtung kund, welche den bedeutenden Einfluss der Leydener Schule beweisen — Bestrebungen welche auf eine zeitgemässe Reform des medicinischen und naturwissenschaftlichen Unterrichtes hinzielten, welche an die Stelle des »Hören« und »Lernen« das »Sehen«, »Untersuchen« und »Beobachten« gesetzt wissen wollten! Allein diese Bestrebungen, welche den Vertretern ihrer Wissenschaft zu hohem Ruhme gereichen, stiessen auf jene mannigfaltigen Hindernisse, welche stets dem Neuen und Aussergewöhnlichen entgegentreten. Das bequeme Festhalten an dem Althergebrachten, die Abneigung gegen Neuerungen, deren Nutzen noch erst anderen Orts erprobt werden müsse, und die Furcht, ihre ohnehin geringen Fonds mit kostspieligen Unternehmungen unverhältnissmässig zu belasten, bewogen Viele der kleineren Hochschulen, die Ausführung jener Vorschläge bis auf Weiteres zu vertagen. Es sei mir gestattet, als ein Beispiel dieser Hemmnisse ein Stück von der Entwickelungs-Geschichte derjenigen medicinischen Facultät anzuführen, welcher ich einst anzugehören die Ehre hatte. Im Jahre 1756 richtete der neuernannte Professor der Anatomie an der Universität Greifswald, Andreas Westphal, dringende Vorstellungen an den akademischen Senat, welche die Errichtung eines klinischen Institutes, einer Chirurgen- und Hebammen-Schule sowie eine bessere Dotirung der schon bestehenden anatomischen Anstalt, welche die Anschaffung von Leichen ermögliche, bezweckten. Nicht ohne Indignation ertheilte ihm der Senat den Bescheid, »dass man den Transport und die Beerdigung der Leichen nicht bezahlen könne; dass am Ende alle Chirurgen im ganzen Lande und die alten Weiber, so zu Hebammen bestellt werden sollten, auch noch auf die akademische Kasse fallen würden; auch sei es bisher mit dem Aderlassen noch immer gut gegangen.« Westphal erreichte trotz angestrengtester Bemühungen im Verlaufe einer dreissigjährigen Lehrthätigkeit nur zwei Leichen von Hingerichteten und erst nahezu vierzig Jahre nach jenen ersten Bemühungen um die Errichtung und Verbesserung der Institute, im Jahre 1794, wurde eine medicinisch-ambulatorische Klinik eingerichtet und mit einem Fonds von 150 Reichsthalern für das Jahr dotirt, mit welchem bis zum Jahre 1820 durchschnittlich 100 Kranke im Jahre in ihren Wohnungen behandelt wurden.

Während so an vielen deutschen Universitäten diese überaus wichtige Frage noch im Anfange unseres Jahrhundertes ihrer Lösung harrte, war unsere Hochschule — ich darf es mit Stolz hervorheben — Eine der Ersten, welche nach der Begründung der klinischen Lehr-Anstalt in Wien den reformatorischen Schritten Boerhave's und van Swieten's nacheiferte. Schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhundertes hatten die ausgezeichneten Lehrer der praktischen Medicin Pfann und Gebauer mit ihren älteren Schülern klinische Uebungen in ihrer Privatpraxis angestellt. Allein erst dem unermüdlichen Wendt war es vorbehalten, ein Clinicum medicum zu gründen, welches, aus einem Collegium practicum hervorgehend, im Jahre 1779 von dem Fürsten unter lobender Anerkennung der verdienstlichen Bemühungen des Gründers bestätiget wurde. Das junge Institut, welches anfangs auf die Behandlung von Stadtkranken in ihrer Wohnung angewiesen war, gedieh, Dank der allseitigen Unterstützung, auf das Erfreulichste. Denn nicht nur durch die Huld des Fürsten wurde dasselbe gefördert, sondern vor Allem durch die kräftige Stütze, welche der Begründer in der Universität selbst wie in der Stadt fand, deren Bewohner sich damals ebenso wie jetzt durch eminente Privatwohlthätigkeit auszeichneten. Schon im Jahre 1783 war die Zahl der behandelten Kranken auf 912 und das Capital-Eigenthum des Institutes auf 9800 fl. angewachsen. Gewiss ein ausserordentlicher Erfolg! — Unter der preussischen Regierung wurde die Erbauung unseres Krankenhauses begonnen. Es war anfänglich festgesetzt, dass dasselbe aus Provincial-Fonds unterhalten werden solle und dass die Universität für die Benützung desselben zu Unterrichts-Zwecken nur Naturalbeiträge an Holz und Getraide zu liefern habe. Im Jahre 1803 begonnen war der Bau im nächsten Jahre unter Dach gebracht und man schritt bereits zum inneren Ausbaue, als das ganze Unternehmen durch die kriegerischen Ereignisse der neun folgenden Jahre in das Stocken gerieth. Erst im Jahre 1820 wurde der Neubau wieder auf-

genommen und 1823 beendiget. Der akademische Senat hatte inzwischen beschlossen, das Krankenhaus ganz auf den Etat der Universität zu übernehmen. Dieser Schritt ward im Senate von mehreren Seiten auf das Lebhafteste bekämpft. Nach den langen schweren Jahren des Mangels und der Finanznoth erschien die Uebernahme eines so kostspieligen Institutes als eine unerträgliche Belastung des Universitäts-Fonds. Allein die Erfahrung der letzten Jahrzehente hat die Ansicht derjenigen gerechtfertiget, welche behaupteten, dass ein Institut nur dann dem Unterrichte seine vollen Dienste leisten könne, wenn die Universität unumschränkte Besitzerin desselben sei und wenn die von ihr eingesetzten Directionen in ihren Anordnungen nicht von der Zustimmung von Behörden abhängig seien, welche nur zu oft die nöthige Einsicht in die Verwaltung solcher Humanitäts-Anstalten wie das tiefere Verständniss für die Anforderungen der Wissenschaft und des Unterrichtes vermissen liessen. Alle diejenigen Hochschulen, welche in den letzten Jahrzehenten der Kranken-Pflege neue Gebäude aufgerichtet haben, sind auch Eigenthümer derselben oder besitzen doch wenigstens das Aufsichts-Recht. Ueberall aber, wo noch heute die Kliniken in städtischen oder Provincialkrankenhäusern auf halbjährige Kündigung sozusagen zur Miethe wohnen, wie z. B. in dem städtischen Allerheiligen-Spitale zu Breslau, da werden dieselben schlechthin als lästige Eindringlinge behandelt und in allen Verwaltungs-Fragen, selbst wenn sie den ärztlichen Dienst nahe berühren, pflegen die Stimmen der ärztlichen Abtheilungs-Vorstände am Spätesten gehört und am Wenigsten berücksichtiget zu werden. Eine solche Abhängigkeit wissenschaftlicher Institute von dem Wohlwollen und der Einsicht von Corporationen, welche bureaukratische Bestrebungen mit Vorliebe zu verfolgen pflegen, entspricht nicht der Würde der freien Wissenschaft. Und in der That sind auch an diesen Hochschulen die Conflicte zwischen Bureaukratie und Wissenschaft der Art gehäuft und geschärft, dass die Lösung der Contracts-Verhältnisse sowie die Herstellung gesonderter Universitäts-Krankenhäuser auch dort nur noch eine Frage der Zeit ist.

Ich wende mich zurück zu der Entwickelung der Kranken-Anstalten. Das achtzehnte Jahrhundert hatte nicht nur eine grosse Zahl bedeutender Spitäler in das Leben gerufen, es hatte auch die reine Wissenschaft in dieselben eingeführt und damit die Bahn gebrochen, welche zur Reform des Spitalwesens führte. Diese Reform der öffentlichen Kranken-Pflege ist eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhundertes, ja, wir können wohl sagen, der letzten fünfundzwanzig Jahre. Die ersten vier Jahrzehente unseres Jahrhundertes zeigen uns die Medicin in einer Durchgangsperiode, welche reich war an schweren Erschütterungen. Der erbitterte Kampf der Schulen wie das Hin- und Herwogen der Parteien vereitelten den ruhigen Genuss, verhinderten insbesondere die Anwendung des Errungenen auf das Leben. Aber je mehr die naturwissenschaftliche Methode der Forschung sich in der Medicin Bahn brach und je mehr die Naturwissenschaften die Wege zu einer Reform der Hygieine öffneten, um so sinnenfälliger mussten die Mängel der Krankenhäuser sich aufdrängen, um so unzureichender mussten die bestehenden Einrichtungen für die Kranken-Pflege wie für den Unterricht erscheinen. Die nackte Darlegung der Mängel, welcher jetzt der wissenschaftliche Beweis zur Seite stand, die unermüdliche Ausdauer einzelner Vorkämpfer der Wissenschaft und der Humanität, welche jene Schäden immer wieder vor das Forum der Oeffentlichkeit zogen, die den Humanitäts-Bestrebungen überhaupt so günstige Richtung der Zeit — diese und manche andere Momente leiteten jene Reform-Bestrebungen ein, deren Ergebnisse wir heute mit gerechter Bewunderung als so unendlich wohlthätige anerkennen müssen. Die Umgestaltung des Krankenhaus-Wesens in Deutschland wie in England, Frankreich, Belgien und Holland war eine radicale. Die Naturwissenschaften hatten wesentlich dazu beigetragen, nicht nur die Uebelstände bloss zu legen, sondern die Mittel und Wege zu deren Beseitigung zu zeigen; sie waren als berechtigte Factoren da anerkannt, wo es galt, die Grundsätze für den Bau neuer Krankenhäuser festzustellen. Das Decretiren der Behörden vom grünen Tische aus hatte denn glücklich ein Ende genommen und Commissionen, in denen neben den Aerzten und Technikern auch die Physik und Chemie ihre Vertreter hatten, gaben den Ausschlag über die wichtigsten Fragen.

So entstanden in den letzten Jahrzehenten in den Hauptstädten der civilisirten Welt jene Paläste des Proletariates, wie das Hôpital La Riboisière in Paris, das Krankenhaus Bethanien in Berlin, das Rudolphs-Spital in Wien u. A. Diese Kolosse können als Versuche in grossartigstem Massstabe angesehen werden. Alle jene grossen Probleme der Hygieine: die zweckmässigsten Methoden der Ventilation, die praktischesten Methoden der Heizung, der Benützung der Dampfkraft zugleich für Wasserleitung, Bäder, Heizung und Ventilation, für Küche und Waschanstalt, diese und andere Probleme sind hier in Angriff genommen und zum Theile,



soweit es sich bis jetzt beurtheilen lässt, mit Glück gelöst. Dass diese grossartigen Versuche äusserst-kostspielig waren, liegt auf der Hand — kosteten doch Bau und Einrichtung des Hôpital La Riboisière mit 600 Betten fast 13 Millionen Francs —; dass ferner auch manche geniale Idee, welche hier zur Ausführung kam, die Feuerprobe der praktischen Prüfung nicht bestand, darf uns nicht Wunder nehmen. Aber gerade dadurch wurden diese Versuche so ungemein förderlich und lehrreich für das Spitalwesen überhaupt. Die praktisch-bewährten Grundsätze wurden bei den Neubauten angenommen, manche Einrichtungen wurden nach Massgabe weiterer Erfahrungen abgeändert und vorzüglich in Rücksicht auf die Kosten vereinfacht. Bei der grossen Menge von Neubauten, welche innerhalb der letzten zwanzig Jahre auf dem Gebiete der Humanitäts-Anstalten Statt gefunden haben, ist auf diese Weise der Entwickelungs-Gang des Spitalwesens ein ungemein rascher gewesen. Eine Reihe vortrefflicher Spitäler legen hiefür Zeugniss ab und nenne ich das jüdische Krankenhaus in Berlin, die städtischen Spitäler in Hof und Augsburg sowie das Kinder-Spital in Basel.

Die klinischen Anstalten blieben selbstverständlich an der Spitze dieser Reform-Bestrebungen, denn nirgends machten sich die Mängel der alten Zustände fühlbarer als gerade dort. Sollte doch in den Kliniken nicht bloss den Forderungen der Humanität Rechnung getragen werden, sondern auch dem Interesse des Unterrichtes und der Wissenschaft! Und wie konnte der junge Arzt den ungestörten Verlauf der Krankheit studiren, wenn von Seite des Hauses selbst eine Reihe untilgbarer Schädlichkeiten einwirkte; wie sollte er Heilwirkungen studiren, wenn die Heilagentien zum Theile durch ungünstige endemische Einflüsse paralysirt wurden, während Andere — und gewiss nicht die Ungünstigsten — bei den Mängeln der Anstalten gar nicht zur Anwendung gebracht werden konnten. Jeder Laie weiss es heutzutage, dass die Heilmittel nicht bloss in der Officin zu suchen sind, sondern dass reine Luft, Wasser im Ueberflusse, behagliche Zimmer, gute Betten, zweckmässige Nahrung, sorgfältige Wartung und vollständige Instrumentarien fast wichtiger für die Genesung sind als die Arzneimittel im engeren Sinne. Die Mängel der älteren Krankenhäuser aber, wie sie bis vor wenigen Jahren allgemein bestanden haben, lagen nicht bloss in der unzweckmässigen Bauart und Einrichtung, sondern auch eben so sehr in der unzureichenden Dotation, in der Armuth der Anstalten, welche sich in dem traurigen Zustande der Räumlichkeiten, in den mangelhaften Inventarien, in der ärmlichen Kost, in der Nachlässigkeit des Wartpersonales und in vielen anderen Mängeln aussprach. Die akademischen Kranken-Anstalten haben in dem letzten Jahrzehente durch den Mund ihrer Vorstände allerorts für die unerträglichen Zustände Abhilfe verlangt; Einzelnen ist eine vollständige, Anderen eine theilweise Befriedigung geworden, Anderen endlich ist sie in nahe Aussicht gestellt. An den Hochschulen von Kiel, Greifswald und Königsberg sind in den letzten Jahren ausgezeichnete, den Anforderungen der Zeit durchaus entsprechende Kranken-Häuser erbaut worden; an unserer Hochschule ebenso wie in Tübingen, Halle, Würzburg und Göttingen, wo ein Neubau weder dringendes Bedürfniss noch nach Lage der Mittel möglich war, wurden zeitgemässe Reformen vorgenommen; Anderen endlich, wie Bonn und Heidelberg, stehen binnen Kurzem Neubauten bevor, welche unter sorgfältiger Benützung aller in den letzten Jahren gesammelter Erfahrungen und unter Gewährung der geforderten bedeutenden Mittel — für den Heidelberger Krankenhaus-Bau ist von der badischen Kammer die Summe von 800,000 fl. bewilliget worden — alles bisher Geleistete weit hinter sich lassen werden.

So sehen wir überall auf den Hochschulen reges Streben nach Vervollkommnung der Institute und einen edlen Wetteifer der Facultäten, denn für das Gedeihen der medicinischen und naturwissenschaftlichen Lehrfächer ist die Beschaffenheit der Institute eine Lebensfrage geworden; sie ist wesentlich bestimmend für die Frequenz dieser Facultäten. Die Erfahrung unseres Jahrhundertes hat Solches unwiderleglich bewiesen. Ich erinnere an die medicinische Facultät unserer Schwester-Universität Würzburg, welche sich von Jeher durch ihre vortrefflichen Anstalten, besonders durch das reich dotirte Julius-Spital, eine bedeutende Frequenz und eine hervorragende Stellung unter ihren Schwestern erhalten hat; ich erinnere an die medicinische Facultät zu Greifswald, welche sich im Verlaufe von zehn Jahren durch ihre ausgezeichneten Institute aus einer gänzlichen Unbedeutendheit zu einer Frequenz von 260 Medicin-Studirenden aufgeschwungen hat. Es wäre ungerecht, den bedeutenden Lehrkräften an diesen Erfolgen Verdienst und Mitwirkung abzusprechen, allein an jenen Hochschulen fand in den letzten Jahren, wie überall, ein lebhafter Wechsel in dem Lehrpersonale Statt und trotz dieses Gehens und Kommens erhielt sich die Blühte der medicinischen Facultät fast unverändert.

Angesichts solcher Thatsachen können wir mit um so grösserer Freude und Genugthuung

auf das zurückblicken, was in den letzten Jahren auch an unserer Hochschule für die Attribute der medicinischen wie naturwissenschaftlichen Lehrfächer geschehen ist. Aber fern sei es von uns, die Hände in den Schooss zu legen, denn es ist noch Vieles zu thun übrig! Es gibt freilich Pessimisten, welche glauben, dass die Bedeutung der Institute heutzutage überschätzt werde und dass dieselben in Gefahr stünden, durch eine Reaction auf ein bescheideneres Mass ihrer Bedeutung und damit auch ihrer Anforderungen reducirt zu werden. Dieser Ansicht steht aber die Entwickelungs-Geschichte der Medicin unseres Jahrhundertes geradezu entgegen. Mehr als je herrscht das Bestreben vor, nicht bloss die abstracte Wissenschaft, sondern auch die ärztliche Kunst zu pflegen, nicht nur wissenschaftlich durchgebildete und gelehrte Mediciner, sondern auch erfahrene und glückliche Aerzte zu bilden. Der medicinisch-naturwissenschaftliche Unterricht unserer Tage ist darauf aus, den Schüler von Vorneherein an selbstständiges Beobachten und Denken zu gewöhnen und ihm einen reichen Fonds von Anschauungen und Erfahrungen mit in das Leben hinauszugeben. Mit vollem Rechte aber bildet die Klinik den Schlussstein des Gebäudes. Mehrjährige theoretische und praktische Vorstudien bereiten den Schüler auf die Klinik vor. Die Masse der im Gedächtnisse aufgehäuften Einzelkenntnisse wirkt fast erdrückend und ihre Mannigfaltigkeit verwirrend. In der Klinik beginnt nun unter der leitenden Hand des Lehrers ein Klärungs-Vorgang. Das Unwesentliche tritt zurück und das Wesentliche krystallisirt sich zu lebensfrischen Gestalten an. Mit jedem concreten Falle, den der Klinizist mit dem Lehrer beobachtet und bei dessen Besprechung und Behandlung er selbstthätig mitwirkt, wächst die Summe seiner Erfahrungen. Selbstredend wird diese um so grösser und vielseitiger sich gestalten, je reicher und mannigfaltiger das Material ist, welches dem Unterrichte zu Gebote steht; selbstredend werden diese Erfahrungen um so sicherer ein unverlierbares Eigenthum des Schülers werden, je mehr er durch den Lehrer zu einer gewissen Selbstständigkeit im Beobachten und zum logischen Verarbeiten des Gesehenen herangezogen und je mehr er angeregt wird, die Lücken des Wissens auszufüllen, welche ihm selbst erst bei der unmittelbaren Theilnahme an der Untersuchung und Behandlung der Kranken zum klaren Bewusstsein kommen. Es bleibt die schönste und wichtigste Aufgabe des klinischen Lehrers, diesen Klärungs-Vorgang in dem Geiste des Schülers zu leiten, ihm das eigene Interesse an der Wissenschaft einzuflössen und ihn zum häuslichen Studium anzuregen. Und gerade in dem nahen persönlichen Verkehre, in welchem der Kliniker, wie kein anderer akademischer Lehrer, zu seinem Schüler steht, birgt die Quelle reicher und erfrischender Anregung.

Allein nicht diese Aufgaben allein hat der Kliniker zu erfüllen, will er anders das Institut, welches seinen Händen anvertraut ist, in der rechten Weise verwalten. Er soll seinen Schülern und Untergebenen nicht minder auch in der Humanität voranleuchten. Er darf in den seiner Behandlung anvertrauten Kranken und Hilflosen nicht nur die leidenden Objecte für den Unterricht und die wissenschaftliche Forschung sehen; er muss auch für sie ein Herz haben, denn sie sind, weil arm und krank zugleich, doppelt bemitleidenswerth. Wenn der Geist der Humanität in der Anstalt waltet, dann wird nicht nur das Vertrauen der Leidenden zu derselben gehoben, sondern es wird auch in dem Schüler die rechte Auffassung seines Berufes von der Seite des rein Menschlichen geklärt werden. Frühzeitig möge der junge Arzt lernen, die Ruhe und Behaglichkeit des Lebens für seine Mitmenschen zu opfern, denn Aufopferung und Entsagung sind die Forderungen, welche der ärztliche Beruf von seinen Jüngern fordert. Auf vorgeschobenem Posten, oft im Kampfe um die blosse Existenz und abgeschnitten von allen höheren Genüssen des äusseren Lebens seine schwere Pflicht zu erfüllen, unbekümmert, ob er Dank oder Undank ärnte, oft Gesundheit und Leben auf das Spiel setzend, das ist der Beruf des ächten Jüngers der Wissenschaft und der Humanität. Ihm gebührt vor Allem das schöne Symbol, welches sich Nicolaus van Tulp von Amsterdam, jener treffliche Arzt und Lehrer des sechzehnten Jahrhundertes erwählte, — die brennende Kerze, welche sich selbst verzehrt, indem sie Anderen leuchtet, »Aliis inserviendo consumor.« In dieser Opferfähigkeit wie in dieser Selbstverläugnung soll der Kliniker seinen Schülern vorangehen!

Aber ausser diesen Aufgaben, welche ihm in seiner Eigenschaft als Lehrer und als Arzt gestellt sind, hat er endlich auch Verpflichtungen gegen die Wissenschaft, der er dient — und diese Aufgabe, wenn ich sie auch als die Letzte hinstelle, ist desshalb doch nicht die geringste. Es genügt nicht für den Kliniker, den raschen Fortschritten der Wissenschaft zu folgen und mitten darin zu stehen in dem Kampfe der Meinungen, die Leistungen Anderer prüfend und gegen einander abwägend — er soll selbst Hand anlegen an die Probleme

der Wissenschaft und Theil haben an ihrer Lösung. Ein solches Streben aber heischt sauere Arbeit Tag für Tag und Jahr für Jahr. Denn zu einem dauerhaften Baue findet man die Steine nicht am Wege liegen; dieselben wollen mühsam gesammelt, sorgfältig gesichtet und harmonisch zusammengefügt sein. »Ich fordere zuerst«, sagte der unvergessliche Johannes Müller, »dass man unermüdlich sei im Beobachten und Erfahren; diess ist die erste Anforderung, welche ich an mich selbst mache und die ich unausgesetzt zu erfüllen strebe.« Dieses Wort des genialen Naturforschers sollte man sich immer wieder in das Gedächtniss zurückrufen! Der Wissenschaft frommt nicht das Blitzen und Funkensprühen des Geistes, wenn Fleiss und Ausdauer nicht hinzutreten, um die Flammen zu erhalten und zu nähren. Und was der Arbeit des Einzelnen nicht gelingt, das gelingt vielleicht den vereinten Kräften mehrerer Arbeiter. Der Kliniker ist vor Allem durch die Grösse seines Forschungs-Gebietes auf das »viribus unitis« hingewiesen und hinwiederum vor Allem in der glücklichen Lage, jüngere Arbeits-Kräfte der Wissenschaft zuzuführen, welche mit ihm und in seinem Sinne den grossen Zielen nachstreben und vielleicht dereinst vollenden, was er begonnen hat.

Auf diesem Wege wird der Kliniker dem Namen des Institutes, dem er vorzustehen berufen ist, in der wissenschaftlichen Welt Ansehung und Geltung verschaffen; auf diesem Wege darf er hoffen, den Aufgaben desselben, die er zu den Seinen machte, nachzukommen. Und diese Aufgaben, welche ich jedem akademischen Krankenhause an die Stirne schreiben möchte, lassen Sie mich zum Schlusse zusammenfassen in die Worte: »Aegrotis curandis, medicis instituendis, litteris colendis!«

